Fürstin Laja.

Roman von Erich Ebenstein.

(7. Fortsetzung.)

In ihr stürmte und gährte es wild durcheinander. So weit also war es gekommen, daß Fremde sahen, wie es um ihre Ehe stand! Daß Fremde ihr ins Gesicht sagen durften: dein Mann liebt dich ja nicht und macht dich nur elend! Daß sie ihnen trotz ihres tadellosen Benehmens als eine herrenlose Beute erschien, nach der man wagen durfte, die Hand auszustrecken!

Nicht über Weiher war sie empört. An den dachte sie kaum. Aber über Rainer, daß er sie da zwecklos in der Fremde herumschleppte, sie zwang, allein spazieren zu fahren, und sie dadurch in Situationen brachte, wie diese. „Wenn er mich schon nicht liebt," dachte sie bitter, „Schutz wäre er mir doch schuldig und so viel Fürsorge, daß nicht die Spatzen auf den Dächern Spottlieder auf mich pfeifen!"

In dieser Stimmung erreichte sie Terontala kaum anderthalb Stunden später, als sie es verlassen hatte.

— — — — — — — —

Rainer war zurückgeblieben, um an Laja zu schreiben. Er hatte am Morgen einen verzweifelten Brief von ihr erhalten, worin sie ihn beschwor, doch endlich zurückzukehren. Auch im Riedenauer Thal blühe der Frühling, und die Nachtigallen hätten begonnen, zu singen. Aber ohne ihn sei es trostlos.

Er wußte nicht, was er thun sollte. Es war bestimmt daß sie die Osterwoche in Rom verbringen, dann nach Neapel, Capri und zuletzt noch nach Sizilien sollten. Was sollte er Sylvia sagen, um sie nun plötzlich zur Rückkehr zu bestimmen? Freilich — sie war so gleichgültig, daß es ihr vielleicht einerlei gewesen wäre, da aber in Riedenau zu sein, aber einen Grund hätt man doch angeben müssen, und ihm fiel keiner ein. So beschloß er, vor allem Laja zu beruhigen und dann den ersten besten Vorwand zu ergreifen, der sich bot, um die Reise abzubrechen. Vielleicht würde sich in Rom Gelegenheit dazu ergeben.

In sein Zimmer brannte die Nachmittagssonne. Er schloß die Läden, aber nun war es wieder zu dunkel. Da zog er es vor, wenn auch zögernd und widerwillig, in Sylvias Zimmer nebenan zu gehen, wo es schattig war, und das sogar einen Schreibtisch dicht am Fenster enthielt, einen Luxus, der seinem Gemacht fehlte.

Wie ihm der Wirth versichert hatte, war es zwei Stunden bis an die Ruinen, Sylvia konnte also kaum vor Abend zurück sein.

Auf ihrem Schreibtisch sah er den Brief an Sephine v. Doll liegen. Es gab ihm einen kleinen Stich, als er den Namen las. Hatte sie nicht recht behalten? War nicht alles gekommen, wie sie es vorausgesagt hatte?

Er betrachtete Sylvias Schrift. Wie klar und fest und rührend kindlich sie war! Ganz wie die Schreiberin selbst. Und plötzlich war ihm, als sage eine geheimnißvolle Stimme neben ihm: Dieses reine Kind bist du im Begriff zu verderben!

Erschüttert starrte er auf den Umschlag nieder, dann schob er ihn scheu von sich und begann zu schreiben.

Bogen reihte sich an Bogen. Vergessen war Sylvia und die mahnende Stimme in seinem Innern. Nur Laja stand vor seiner Seele, und immer neue Worte liebevollen Trostes drängten sich in Rainers Feder.

Da plötzlich ein leichter Schritt auf der Treppe — die Thür wurde hastig geöffnet, und Sylvia blieb wie angewurzelt auf der Schwelle stehen.

Alles hätte sie eher erwartet, als Rainer hier zu finden. Sein Anblick weckte den Groll in ihr von neuem. Was that er hier in ihrem Zimmer, an ihrem Schreibtisch?

Erschrocken war Rainer aufgesprungen. Ihr Aussehen erschreckte ihn noch mehr, als ihr unerwartet frühes Kommen. „Du bist schon zurück?" fragte er verlegen. „Ich dachte —"

Sylvia hatte die Thür geschlossen und trat langsam näher. „Ja — ich war nicht bei den Ruinen. Ich stieg früher aus und ging — spazieren."

„Das hättest du nicht thun sollen — allein in der fremden Gegend!"

„Nein, ich hätte es nicht thun sollen," gab sie seltsam starr zurück. „Aber nicht der fremden Gegend halber, sondern weil — weil —" Plötzlich brach sie leidenschaftlich aus: „Weil du mich schutzlos gelassen hast, weil eine Frau, die jeder bemitleiden darf, der jeder die Lieblosigkeit ihres Gatten vorwerfen darf, schlimmer daran ist, als eine Witterln, weil —"

Sie brach in Thränen aus. Alles in ihr lief nach, brach zusammen, jeder Nerv bebte. Erst jetzt kam ihr voll zum Bewußtsein, was sie erlebt hatte, und wie tief dieses Erlebniß sie vor sich selbst erniedrigte.

„Sylvia — um Gottes willen, was ist geschehen?"

Sie sank auf den Stuhl, von dem er bei ihrem Eintritt aufgestanden war, und schlug die Hände vors Gesicht. O nichts, was dich berühren könnte," rang es sich bitter, von Schluchzen unterbrochen, aus ihrer Brust. „Nur mich — mich! — Weiher war dort — und wagte — mir seine Liebe zu gestehen, weil — weil er schon in Venedig sah — wie es um uns steht!" Sie ließ die Hände sinken und starrte trostlos vor sich hin. „Warum bin ich auch mit dir gegangen? Warum bist du in mein Leben getreten? War ich denn wahnsinnig, daß ich glaubte, ich könnte das Leben neben dir noch ertragen?"

Rainer sah, wie sie zusammenschauerte. Erschüttert blickte er auf sie nieder. Auch er dachte jetzt nicht an Weiher, sondern nur an das, was er aus ihrem Munde gehört, an den jammervollen Aufschrei ihres gequälten Herzens, an den Abgrund, den ihre Worte vor ihm aufrissen. Sie hatte ihn also nicht geliebt! Widerwillig war sie ihm gefolgt, und das Leben an seiner Seite war ihr eine Qual!

Er wußte nicht, was es war, das ihn plötzlich durchzuckte wie ein rasender Schmerz. Wie ihm das Blut zum Herzen trieb in jähem Schrecken. Daß sie von seiner Liebe zu Laja keine Ahnung hatte, nicht haben konnte, schien ihm zweifellos, und auch er fragte sich bang: Warum ist sie dann mit mir gegangen?

Dann packte ihn heißes Mitleid mit ihr. Er sah sie an — so schön, so jung noch und schon so elend. Durch ihn! Und er sah sie wieder, wie sie noch vor wenigen Wochen gewesen war, strahlend und glücklich!

Sanft nahm er ihre Hand in die seine. „Sylvia — ich wußte nicht — ich dachte, daß du mich liebst. Laß uns Geduld haben und das Leben zusammen tragen, da es nun doch einmal sein muß — vorläufig wenigstens."

Der weiche Ton seiner Stimme riß alles in ihr auf, was sie monatelang zurückgedrängt hatte. Ganz ferne im Dunkeln tauchte wieder ein Fünkchen Hoffnung auf.

Rainer fuhr fort: „Wenn ich dich gekränkt habe, Sylvia, vergieb mir. Ich will versuchen, gut zu machen — vielleicht wirst auch du mir gut werden mit der Zeit, wenn du siehst, daß ich dich glücklich machen will."

Ihre Blicke glitten scheu über ihn hin, dann im Gemach umher. Wenn es doch noch möglich wäre? Wenn sie ihn zurückgewinnen könnte?

Aber plötzlich gab es ihr einen Ruck. Sie hatte die vielen eng beschriebenen Blätter auf ihrem Schreibtisch erblickt und daneben einen offenen Brief mit der steilen Schrift von Lajas Hand. Jäh war die weiche Stimmung verflogen, der Hoffnungsfunke erloschen.

Darum war er nicht mit ihr gegangen!

Sie erhob sich rasch. „Nein," sagte sie kalt, „ich kann dir nicht gut sein, und du wirst mich nicht glücklich machen. Ich — ich verzichte auch darauf. Dein Weg und der meine führen zu weit auseinander, und alles, was ich noch von dir verlange, ist, daß du vor der Welt wenigstens den Anstand wahrst. Ich will mich nicht länger bemitleiden lassen."

Unter ihren Worten verflog auch bei Rainer die weiche Stimmung. „Ganz wie du willst," antwortete er. „Wir bleiben also einander fremd wie bisher. Und da es keinen Sinn hat, weiter zwecklos in der Welt herumzureisen, wirst du nichts dagegen haben, wenn wir nach Riedenau heimkehren. Wir sind dort jedenfalls nicht so eng aufeinander angewiesen, wie hier in der Fremde."

Sylvia nickte stumm und wandte sich ab. Er aber raffte seine Papiere zusammen und verschwand in seinem Zimmer.

Am nächsten Morgen schon traten sie die Heimreise an. Von diesem Tag an war ihr Verhältniß in ein klareres, bestimmteres Stadium getreten. Rainer fühlte sich innerlich frei, und Sylvia hatte aufgehört zu hoffen.

12. Kapitel.

Fräulein Peters, welche in Riedenau das Haushaltungszepter schwang, war in der größten Aufregung. Anfangs hatte es doch geheißen, die jungen Herrschaften kämen bestimmt nicht vor Juni oder Juli, und nun plötzlich das Telegramm, welches ihre Heimkehr noch vor Ostern meldete!

Es war rein, um den Kopf zu verlieren. All die Kisten mit den Sachen, welche der Graf seinerzeit in Wien gekauft hatte, standen noch unausgepackt in der Halle unten: die ganze Schlafzimmereinrichtung, das Boudoir der jungen Gräfin, die neuen Teppiche und Vorhänge, Bilder und Nippsachen. Wie sollte man denn um Gottes willen das alles jetzt in knapp acht Tagen aufstellen und ordnen?

Der Schreck war Fräulein Peters derart in die schon etwas altersschwachen Beine gefahren, daß sie wie ein Häuflein Elend auf einer der Kisten in der Halle hockte und rathlos, das Telegramm in den Händen haltend, vor sich hinstarrte.

In diesem Augenblick erschien gerade Frau v. Lobers von Bärenegg, um ihre alte Freundin Lore Peters zu besuchen. Die beiden kannten sich schon seit ihrer Jugendzeit, noch bevor Lore nach ihrer Eltern Tod Mamsell auf Riedenau wurde. Als es dann der Zufall fügte, daß die inzwischen verwittwete Lobers eine ähnliche Stellung bei der jungen Fürstin Lambach

Heute kam sie als rettender Engel. Sie nahm sich nicht einmal Zeit, abzulegen, sondern setzte sich gleich neben Fräulein Peters auf die Kiste und ließ sich das große Ereigniß ausführlich erzählen. Das war ja eine ganz überraschende Neuigkeit! Wenn es da nur nicht etwas gegeben hatte zwischen dem jungen Paar! So mitten drinnen die Hochzeitsreise abzubrechen — und direkt vor Rom!

Daran hatte Fräulein Peters noch gar nicht gedacht. „Du meinst?" fragte sie verdutzt.

„Aber ich bitte dich, Lore! Natürlich! Man verzichtet doch nicht ohne Grund auf Rom. Sie wollten ja sogar noch nach Sizilien! Gewiß haben sie sich gestritten. Uebrigens kein Wunder — sie soll dumm und häßlich sein, diese kleine Mahrenberg. Und aus Liebe hat er sie auch nicht geheirathet, das weiß ich am besten! Na, die Fürstin wird Augen machen!"

Nun begann ein großes Getuschel zwischen den beiden. Sie wußten ja nichts Bestimmtes, aber man hatte doch Augen im Kopf, man ahnte so viel, und das würde ja jetzt furchtbar interessant werden!

Endlich erinnerte ein Blick auf die umherstehenden Kisten Fräulein Peters wieder an ihre Verpflichtungen. Seufzend stand sie auf. „Sage mir nur blos, was ich jetzt zuerst anfangen soll? Wie soll ich denn in acht Tagen alles eingerichtet haben? Es ist direkt unmöglich!"

Die Lobers hatte schon manches mitgemacht und kam nicht so schnell aus der Fassung. „Unmöglich ist gar nichts, meine Liebe," sagte sie überlegen. „Du telegraphirst zuallererst nach der Stadt nach einem Tapezier und läßt inzwischen die Kisten hier von deinen Leuten öffnen. Das weitere findet sich schon. Schließlich kommt deine neue Herrin ja in ein eingerichtetes Haus, und es handelt sich nur um Neuanschaffungen. Natürlich muß alles zusammenhelfen."

Dann kam ihr ein grandioser Einfall.

„Ich werde jetzt gleich zurück nach Bärenegg gehen und es der Fürstin sagen. Ich wette, sie kommt selber und ordnet alles an, dann bist du aus der Verantwortung. Langweile hat sie ohnehin immer, und dann handelt es sich ja um — ihn."

Beide sahen sich an und lächelten.

„Schließlich kann sie es auch ganz gut thun," setzte die Lobers hinzu, „als nächste Nachbarin und Verwandte. Niemand wird es auffallend finden." —

Sie hatte sich nicht getäuscht. Die Fürstin war Feuer und Flamme bei dem Gedanken, in Riedenau alles für die junge Frau einzurichten, und stand den ganzen Tag wie ein Feldherr mitten unter Tapeziergehilfen, Tischlern und Dienern, bis alles fertig war. Während dieser ganzen Zeit beherrschte sie nur ein Gedanke: „Er kommt zurück! Ich werde ihn wiedersehen!"

Am letzten Tage wurden dann noch alle Räume mit Blumen geschmückt, wozu, da der Riedenauer Gärtner nicht alles allein bestreiten konnte, auch die Bärenegger Gewächshäuser herhalten mußten.

„Und nun mußt du auch hinüber, Gundaker," erklärte Laja ihrem Mann, „um dir alles anzusehen. Es ist fabelhaft hübsch und gemüthlich."

Der Fürst, dem, wenn er zu Hause war, seine Bequemlichkeit über alles ging, war war nicht sehr erbaut von dem Gedanken, noch Abends nach Riedenau fahren zu müssen, aber schließlich gab er doch nach.

Schon von weitem flatterte ihnen die Fahne entgegen, welche am Thurm aufgezogen worden war, dann fuhr man durch reisigumwundene Triumphbögen und hielt vor dem blumengeschmückten Portal. In den Räumen des Schlosses, die mit erlesenem Geschmack eingerichtet waren, hatte man probeweise alles erleuchtet. Es sah beinahe feenhaft aus.

„Da links neben dem Speisesaal ist Rainers Rauchzimmer, daneben sein Arbeitsgemach und dann das Schlafzimmer, Sylvias Boudoir, und ein kleiner Salon. Rechts noch ein paar Gesellschaftsräume und Fremdenzimmer. Ist es nicht reizend?"

Der Fürst nickte. „Urgemüthlich. Wenn die nicht glücklich sind, dann möchte ich auch wissen — Bin übrigens jetzt selber neugierig auf diese Sylvia. Magst du sie gerne, Laja?"

Ein Schatten flog über das eben noch strahlende Gesicht der Fürstin. „Gewiß — natürlich!" sagte sie dann rasch. „Sehr bedeutend ist sie ja nicht, noch etwas schüchtern und unfertig, eine rechte Unschuld vom Lande, aber das werden wir ja bald wegbekommen — äußerlich, meine ich."

Sie hatte nicht bemerkt, daß Fräulein Peters eingetreten war, und ärgerte sich, daß diese ihre Worte gehört haben mußte.

Etwas hochfahrend wandte sie sich an sie: „Sie wissen also, was Sie zu thun haben, nicht wahr? Das Menü für die erste Mahlzeit habe ich der Köchin bereits gegeben. Sorgen Sie, daß jemand rechtzeitig bei der Kapelle postirt wird, damit die Böller losgehen, wenn der Wagen in Sicht kommt. Ich denke, die Herrschaften werden mit dem Schnellzug um sieben Uhr ankommen; um sechs Uhr muß also alles bereit und jeder auf seinem Posten sein."

„Durchlaucht können sich verlassen —"

„Schon gut. Ich hoffe, Sie machen keine Dummheiten."

Sie nahm den Arm ihres Gatten und rauschte hinaus.

Fräulein Peters blickte ihr eingeschüchtert nach. Wenn die junge Gräfin auch so auftrat, dann konnte es ja für sie fortan nett werden hier! „Ein Wunder, daß ich bei dem ewigen Kommandiren in diesen Tagen den Kopf noch nicht ganz verloren habe!" dachte sie und machte sich seufzend daran, die Lichter der Reihe nach auszudrehen.

Rainer und Sylvia kamen wirklich mit dem Schnellzug, wie die Fürstin erwartet hatte. Die Böller krachten, als sie sich Riedenau näherten, unter dem Portal überreichte ein weißgekleidetes Mädchen Sylvia Blumen, und in der Halle stand die versammelte Dienerschaft in Festkleidern.

Sylvia war so farblos wie der weiße Flieder und die Nelken, welche man ihr überreicht hatte. Verwirrt, angstvoll beinahe glitten ihre Blicke über die Dienerschaft, über die im Lichterglanz strahlende Halle, in welcher eine Menge fremdländischer Dinge, die Rainer von seinen Reisen mitgebracht, ihren Platz hatten und über die kostbaren Teppiche hin, die auf den Treppen zum ersten Stockwerk lagen.

Sie, die so ärmlich aufgewachsen war, bedrückte diese vornehme Pracht. Sie hatte sich vorgenommen, wenigstens äußerlich ihrer Stellung gerecht zu werden, nun empfand sie angesichts dieser zahlreichen Dienerschaft plötzlich Angst. Würde sie den Anforderungen, welche ein so großer Haushalt stellte, auch gewachsen sein?

Mit einem schüchternen, unendlich liebreizenden Lächeln nickte sie ihren neuen Untergebenen zu, und dieses Lächeln, das so kindlich und ganz und gar nicht zeremoniell war, gewann ihr die Herzen der Leute im Sturm, noch ehe sie ein Wort gesprochen hatte.

Auch Rainer erwiderte die Begrüßung der Leute lächelnd, aber es fiel allen auf, wie gezwungen sein Wesen war. Er war, ganz im Gegensatz zu seiner früheren, so ruhigen Art, aufgeregt, nervös und laut, hielt eine sehr kurze, etwas scharfe Ansprache und stellte dann einzelne der Leute seiner Frau vor. Zuerst Sterban, den Verwalter, dann den Obergärtner, den Förster Götz und als Hauptsache Fräulein Peters, die „gute Fee von Riedenau", an welche man sich mit allen Anliegen zu wenden habe und der man diesen hübschen festlichen Empfang verdanke.

Fräulein Peters knickste erröthend und lehnte dieses Lob bescheiden ab. „Es ist alles die Idee Ihrer Durchlaucht der Fürstin Lambach", sagte sie; „auch die Zimmer oben sind genau nach den Angaben Ihrer Durchlaucht eingerichtet worden, sie war die ganze Woche hier, und wir führten nur ihre Befehle aus."

In Sylvias Gesicht veränderte sich kein Zug bei dieser Mittheilung, Rainers Blick aber leuchtete auf, und das Blut schoß ihm in die Wangen.

„Wie gütig!" sagte er, und zu Sylvia gewendet, fügte er hinzu: „Großartig von Laja, sich unseretwegen so viele Mühe zu machen!"

Sie nickte ruhig. „Ja, es ist sehr freundlich von der Fürstin."

Dann ging man hinauf. Rainer konnte den Geschmack der Arrangements nicht genug loben und bewundern. So etwas an Vornehmheit und Gemüthlichkeit brachte eben nur Laja zu Stande!

Nachher, während Sylvia sich umkleidete, nahm er Fräulein Peters auf die Seite. „Einige kleine Veränderungen müßten freilich noch getroffen werden", begann er, „zum Beispiel im Schlafzimmer. Die Gräfin liebt es, lange zu schlafen, ich aber bin ein Frühaufsteher. Da wäre es doch gut, um meine Frau nicht zu hören, wenn ich mein Dominzil im rechten Flügel aufschlüge. Eines der Gesellschaftszimmer als Arbeitsraum und die Fremdenzimmer als Schlaf- und Wohnraum."

Fräulein Peters machte große Augen und schlug die Hände verzweifelt zusammen. „Aber Herr Graf! Das schöne Schlafzimmer! Und überhaupt, Durchlaucht meinten, es wäre gerade alles so passend zusammengestellt, so —"

„Ja, ja, gewiß. Aber schließlich ist doch die Bequemlichkeit die Hauptsache. Ich möchte durchaus nicht, daß sich die Gräfin gestört fühlen würde. Sie sind wohl so gut und veranlassen das Nöthige, während wir essen."

„Heute noch? Mein Gott, wie ist das denn —"

„Sie lassen einfach ein paar Diener antreten und meine Sachen hinüber schaffen. Das Nöthigste nur. Alles andere kann Morgen geschehen."

Fräulein Peters kam den ganzen Abend nicht aus dem Kopfschütteln heraus. Das fing ja nett an! Er drüben und sie hüben — fast das ganze Stockwerk dazwischen. Die Lobers hatte also recht mit ihrer Behauptung, daß es etwas gegeben haben müsse.

Aber in den anderen Punkten hatte sie nicht recht. Häßlich war die junge Gräfin durchaus nicht und dumm auch nicht. Das hatte ihr sicher die Fürstin nur eingeredet. Wie die von der armen jungen Frau dachte, hatte sie gestern ja mit eigenen Ohren gehört. Fräulein Peters ärgerte sich furchtbar, wenn sie daran dachte, und im Herzen schwur sie sich zu, in allen Stücken blindlings auf seiten Sylvias zu sein. —

Inzwischen saß Sylvia drüben im Speisesaal, dessen Wände die Bilder längstverstorbener Riedbergs schmückten, an Rainers Seite bei Tisch. Beide hatten keinen rechten Appetit, obwohl das Essen vortrefflich war, zwangen sich aber zum Essen, um die Schüsseln nicht unberührt hinausgehen zu lassen.

So lange der Diener anwesend war, zwangen sie sich auch zum Sprechen. Rainer fragte, wie ihr Riedenau gefiele.

„Sehr gut," antwortete sie beklommen. „Ich hatte es nicht so großartig in der Erinnerung."

„Es ist selbstverständlich," sagte er nach einer Weile, „daß du dir dein Leben hier ganz nach Gefallen einrichten kannst. Macht es dir Spaß, dich mit der Wirthschaft zu beschäftigen, so steht es dir frei, andernfalls kannst du der Peters alles ruhig überlassen, sie ist verläßlich und die Leute sind gut geschult. Bücher wirst du in der Bibliothek genug finden, ein Flügel steht in dem kleinen Salon neben deinem Boudoir, und natürlich hast du Wagen und Pferde jederzeit zur Verfügung. Bezüglich des Verkehrs sind wir vorläufig auf Lambachs und die Fürstin Zedern in Wolfsberg angewiesen, aber in einigen Wochen beziehen wohl auch schon die andern Nachbarn ihre Güter."

„Wie bemüht er ist, mir Beschäftigung zu geben, damit ich ihm nicht lästig falle!" dachte Sylvia bitter. Laut aber sagte sie: „Ich möchte vor allem trachten, mich durch Fräulein Peters in die Führung des Haushaltes einzuarbeiten, denn so ganz müßig und zwecklos möchte ich nicht dahinleben."

Sein Mund verzog sich spöttisch. „Wie denkst du dir das eigentlich? Du kannst doch nicht selbst arbeiten? Bei Lambachs drüben ist ein viel größerer Haushalt, und Laja hat nie etwas zu thun damit. Dabei ist die Peters viel tüchtiger als Frau v. Lobers, welche immer die Dame herauskehren will."

„Ich meine, Arbeit findet immer, wer Arbeit sucht, und nichts ist schrecklicher als Müßiggang. Uebrigens stelltest du mir ja frei, mir das Leben einzurichten nach meinem Geschmack!"

Rainer betrachtete zerstreut seine Nägel. „Gewiß. Wenn's dir wirklich Spaß macht — was ich übrigens noch sagen wollte, es ist dir doch recht, daß ich eine kleine Veränderung anordnete. Um dich in keiner Weise zu belästigen, meine ich, ist es besser, wenn du den linken Flügel allein für dich behältst. Ich ziehe rechts hinüber in die Fremdenzimmer."

„Danke" sagte sie rasch und mit einem so tiefen Seufzer der Erleichterung, daß Rainer es unwillkürlich wie eine Demüthigung empfand. Er mußte ihr doch sehr verhaßt sein!

Eine kleine Pause trat ein. Der Diener war schon vor einer Weile verschwunden und Rainers Zigarre ausgeraucht.

Zögernd erhob er sich. „Du wirst müde sein — ich möchte dir nicht länger lästig fallen."

Wieder sagte sie mit deutlicher Erleichterung „Danke!" und stand ebenfalls auf. „Wie ist es mit dem Frühstück? Wird es hier eingenommen, oder —"

„Ganz wie du es wünschest. Vielleicht wäre es am bequemsten, wenn jedes auf seinem Zimmer frühstückte?"

Auch das war ihr recht.

„Um zwölf Uhr ist Frühstück und um drei das Diner. Zu Abend wurde bisher gewöhnlich um acht Uhr gespeist. Willst du andere Zeiten wählen, so füge ich mich gerne."

„Nein. Es kann alles bleiben wie bisher."

„Und morgen nach dem Frühstück müssen wir natürlich zu Lambachs," sagte er plötzlich hastig. „Es ist nicht mehr als recht und billig, daß wir Laja danken für ihre Bemühungen um die Einrichtung hier."

Es klang fast so, als erwarte er einen Widerspruch.

Sylvia aber antwortete völlig ruhig: „Ganz wie du willst."

„Gute Nacht!"

Rainer ging hinüber in seine Zimmer. Er athmete auf und streckte sich, als sei eine Last von ihm genommen. Im Grunde war Sylvia ja ganz sanft und nachgiebig jetzt, und er hätte keinen Grund zur Unzufriedenheit haben sollen, aber ihre Gegenwart bedrückte ihn doch. Dieses kalte, lieblose Zusammenleben war ja der reine Hohn auf eine Ehe!

Und ganz leise tauchte in seiner Seele ein Gedanke auf, der ihm nicht zum ersten Male kam. Aus jedem Brief Lajas hatte er es herausgelesen, wie unbefriedigt, ja direkt unglücklich sie war. Das Zusammenleben mit ihrem Gatten schien ihr immer unerträglicher. Gleichgültig hatten beide diese Ehe seinerzeit geschlossen, jetzt war sie ihnen, der Fürstin wenigstens, nur noch eine drückende Fessel. Lajas Liebe für Rainer war durch die Trennung und seine Heirath gewachsen. Sie empfand jetzt tiefer, leidenschaftlicher als früher und empfand darum auch ihre Ehe immer mehr als verhaßten Zwang.

Und er selbst? Rainer ging in Gedanken die letzten Monate durch. Gewiß — er war kein schlechter Mensch, er hatte die besten Vorsätze gehabt, Sylvia ein guter Gatte zu sein. Sephine Dolls Worte waren nicht ungehört an seinen Ohren verklungen. Er wollte das Unrecht, welches er Sylvia ohne ihr Wissen zugefügt hatte, gut machen durch liebevolles Benehmen. Er wollte für Laja nichts mehr empfinden als Freundschaft, wollte jedes andere Gefühl in sich gewaltsam unterdrücken, wollte ein neues Leben beginnen und fühlte ja ganz deutlich, daß jeder Gedanke, der über die Freundschaft hinausging, ein Verbrechen an Sylvia wurde. Aber er hatte bei alle dem mit jener Sylvia gerechnet, die er zuerst in Mahrenberg gefunden hatte. Als selbstverständlich hatte er angenommen, daß sie ihm wenigstens keine Schwierigkeiten in den Weg legen, ihm eher helfen würde.

(Fortsetzung folgt.)

Der Internationale Hotelierverband erklärte den Trinkgeldunfug für ein unvermeidliches Uebel. Wenn die Hoteliers den Grundsatz aufstellen, wird sich das Publikum wohl willenlos fügen müssen.

* * *

Zehn gute Freunde sind noch lange nicht das, was ein einziger Freund ist.

* * *

„Vater, was heißt denn das: Eulen nach Athen tragen?" — „Na, dös is' ungefähr a so, als ob du dir a Fassel Bier ins Hofbrauhaus mitnehmen tät'st!"

* * *

Infolge einer Wahlwette hat sich ein Mann in Illinois verlobt; es ist aber noch zu früh, um sagen zu können, ob er gewonnen oder verloren hat.

Allerdings.

Herr: „Guten Tag, Herr Professor, erinnern Sie sich nicht mehr an Ihren ehemaligen Schüler, Müller 1?"

Professor: „Hm, ja ja, ich entsinne mich jetzt, nur kommt es mir vor, als hätten Sie damals das Haar anders getragen."